

Rückschau auf die „Rote Woche“ in Mannheim.

Ein Zwischenspiel unterbrach auf dem sozialdemokratischen Parteitag am 25. Sept. die Debatte über den Geschäftsbericht. Es war der Fall Stampfer, ein 24-jähriger Schriftsteller österreichischer Herkunft, gehört zu der revisionistischen Literatengruppe um Dr. Heinrich Braun und dessen Frau Lilly. Der „Vorwärts“ hatte über sie gespottet als über Leute, die zwischen Sozialanarchismus und Revisionismus hin- und herpendeln, worauf Stampfer unmittelbar vor dem Parteitag durch 40 Zitate zeigte, daß der „Vorwärts“ abwechselnd für marxistische und für Drogenabsetzrevolution plädierte und jegliche Festigkeit eines Zentralorgans vermissen lasse. Darauf ein Wutausbruch des „Vorwärts“ mit der Erklärung, das sei läppische Bäherei, Stampfer ein Fälschergenie und dunkler Ehrenmann. Dagegen protestierte schon der Abgeordnete Thiele. Hoch-Danau nannte Stampfer schamlos, denunzierte Braun und dessen Blatt, die „Neue Gesellschaft“, und rief: Heraus aus der Partei! Der Münchener Alberti, ein früherer Schauspieler, rügte die Schimpferei des „Vorwärts“, so dürfe nicht mit der Ehre der Genossen umgesprungen werden. Die bayerischen Genossen hätten eine wahre Sehnsucht, daß der Jant endlich schweige. Der Berliner Wels verpötte Alberti, von dem man noch nichts gehört habe, als daß er mal bei einem Vereinsvergügen den Nag und Moritz spielte. Dr. Braun bedauerte die unziemliche Rede Hochs und bestritt, daß Zitatzuschneidung vorliege. Es habe lediglich gegolten, den Mangel an Einheitlichkeit in der jetzigen „Vorwärts“-Redaktion nachzuweisen. Dr. Braun schloß mit dem Rufe, für Hoch habe er nicht einmal ein Wort der Verachtung. Der Redakteur des „Vorwärts“, Ströbel, erklärte die Methode Stampfer-Braun für infam. Ledebour kam gleichfalls dem „Vorwärts“ zu Hilfe. Dr. Braun mußte sich durch das Gedränge durchwinden und streifte dabei die Klobe der Frau Klara Jettin. Diese wischte und klopfte erregt am Karmel herum und zischte: Ich bin beschmutzt, ich bin beschmutzt! Stampfer wurde ausnahmsweise, obwohl er nicht Delegierter ist, zum Wort zugelassen. Er sagte: Habe ich gefälscht, dann muß ich aus der Partei, und dann hat meinethalben der „Vorwärts“ recht. Aber wie ist es, wenn ich nicht gefälscht habe? Dann bleibe ich in der Partei. Aber dann hat mich der „Vorwärts“ Fälschergenie und dunklen Ehrenmann genannt. Es sind ja eine Menge Genossen da, die „Tote Stute“, der „Lauscher an der Wand“ und alle anderen, die die infamsten Dinge begangen haben und heute sind wir alle Freunde. (Große Bewegung.) Sehen Sie, das ist zu beklagen, diese Schimpstechnik. Ich mußte dem „Vorwärts“ zeigen, daß er an uns Schwankungen deshalb erblickte, weil er selbst taumelte. Ich heiße nicht August Bebel, aber wir kann auch mal eine Laus über die Leber laufen. Kolb-Karlruhe vertiefte die Angriffe gegen den „Vorwärts“. Deutzutage kommt es bei uns gar nicht darauf an, was einer geschrieben hat, sondern wer es geschrieben hat. (Lärm.) Genossen werden beschimpft, den Schaden hat die Partei. Alle Welt fragt verwundert: Ja, bleiben denn die Leute trotz alledem auf ihrem Posten? (Große Unruhe.) Unglaublich lächerlich ist jeden Augenblick das Geschwätz, der und der habe nicht die elementarste Kenntnis von der materialistischen Geschichtsauffassung, die haben überhaupt nur noch Kautsky und Mehring. Das ist die Vergiftung aller Polemik. Die gegnerische Presse wird uns das schon antreiben. So sieht die Partei der Brüderlichkeit aus. (Unruhe und Händeklatschen.) Wels-Berlin erklärte, er pfeife auf den guten Ton, diese Forderung sei Greisenhaftigkeit. In der weiteren Debatte war von einem Schiedsgericht die Rede, man wollte aber nichts davon wissen. Ein Schlußantrag besandete den Streit. Für den Parteivorstand erklärte Pfannkuch, die Bedeutung der Sache liege darin, daß es sich um ein Komplott handle, den „Vorwärts“ beim Parteitag in Verruf zu bringen.

Der wichtigste Verhandlungstag war wohl der Mittwoch der 26. v. M., in welcher die Frage des Massenstreiks und das Verhältnis zwischen dem sozialdemokratischen Parteivorstand und den Gewerk-

schaften, das sich ziemlich unerquicklich gestaltet hat, zur Sprache gelangten. Zu ersterem Punkte der Tagesordnung erstattete August Bebel das Hauptreferat. Er sprach etwa 2 Stunden lang, indem er etwa in der Hauptsache ausführte: In Preußen-Deutschland sei zur Zeit ein politischer Massenstreik unmöglich. Hier ständen der Sozialdemokratie an Gewalten die Monarchie, die Großindustriellen und das Junkertum gegenüber. Ferner müßten die Arbeitermassen bei einem Massenstreik hinter der Partei stehen, es wäre aber wahrscheinlich, daß sie versagen würden, wie sie es jetzt in Rußland getan hätten. In Rußland ginge es dazu um eine ganz neue Staatsform. Bei uns aber seien eine ganze Reihe der Vorbedingungen, um die das Volk kämpfe, bereits erfüllt. Auch Oesterreich sei noch zurück gegenüber Deutschland, so inbezug auf das allgemeine Wahlrecht, das wir schon hätten in Süddeutschland, sogar schon in den Landtagen, so daß man inbezug auf den Massenstreik lediglich auf Norddeutschland angewiesen sei. Denn daß Süddeutschland sich aus Kollegialitätsgefühl dem Streik anschließen würde, sei bei dem Charakter des süddeutschen Volkes nicht zu erwarten. Es gäbe heute ca. 400.000 organisierte Arbeiter in Deutschland, aber selbst wenn diese einmütig an einem Tage die Arbeit einstellen würden, so wäre hiervon keine besondere Wirkung zu erwarten. Ueberhaupt tauge das deutsche Volk nicht zu einer rechten Revolution, nur wenn den deutschen Arbeitern das allgemeine Wahlrecht oder die Koalitionsfreiheit genommen werden sollten, dann könne die Sozialdemokratie nichts mehr zurückschrecken. Aber wie gegenwärtig die Dinge lägen, vermöchte die Parteileitung gar nicht für einen Massenstreik einzutreten und darum sei für ein solches gefährliches Kampfmittel nicht zu haben.

Das Korreferat hielt Legien, der eigentliche politische Führer der Gewerkschaften. Er polemisierte scharf gegen Bebel wegen dessen bisherigen Verhaltens gegenüber den Gewerkschaften und proklamierte hinsichtlich des Massenstreiks das „Recht auf die Straße“. Nachdem dann Bebel nochmals gesprochen und eine wässerige Resolution in der Frage des Massenstreiks empfohlen hatte, ließen sich Jubel, Kautsky, David, Rosa Luxemburg, Kolb-Karlruhe und mehrere Genossen zweiten und dritten Ranges über den Massenstreik und das Verhältnis zwischen Parteivorstand und Gewerkschaften vernehmen, wobei die Anschauungen teilweise erheblich auseinandergingen. Am Samstag wurde diese Debatte fortgesetzt.

Am Samstag haben alsdann die hiesigen Redekämpfe ihr Ende gefunden in Form der üblichen, durch nichts sagende Resolutionen beglaubigten Versöhnung, wie sie bei der Sozialdemokratie seit langen Jahren üblich geworden ist. Der Zufall will es, daß der Schluß- und Versöhnungstag des Mannheimer Parteitages zusammenfiel mit dem jüdischen Versöhnungsfest, an dem jeder gläubige Jude verpflichtet ist, sich mit allen, mit denen er in Streit und Zwist gelebt hat, zu versöhnen. Eine alte Anekdote berichtet, daß zwei Juden, die heftige Kontrurrenten und Gegner waren, sich beim Eintritt in die Synagoge der Vorschrift des Versöhnungsfestes brüderlich die Hand geschüttelt hätten. Als sie sich abends beim Fortgang aus der Synagoge wieder trafen, sagte der eine zum andern: „Ich wünscht Dir, was Du wünscht mir.“ „Fangst Du schon wieder an?“ erwiderte der andere. Vielleicht werden die Herren Singer und Bebel, wenn sie am Samstag nach dem Schluß des Parteitages den Herren Legien und Kautsky begegnen sind, und diese etwa zu ihnen gesagt haben: „Ich wünscht Dir, was Du wünscht mir!“ ebenfalls erwidert haben: „Fangst Du schon wieder an?“ Denn alle Phrasen der sozialdemokratischen Versöhnungshofräte und die feierliche Versöhnungsschlupfede des Herrn Singer können die Tatsache nicht vertuschen, die durch die Redebuelle Bebel-Legien und Bebel-Kautsky aufs neue in aller Schroffheit hervortrat, daß zwischen der Parteileitung und den praktisch gesinnten Gewerkschaften einerseits und der „nichts — als — revolutionären“ Gruppe Kautsky andererseits nach wie vor tiefgehende Meinungsverschiedenheiten bestehen,

die durch die nichts sagende Resolution zur Massenstreikfrage keineswegs überbrückt werden konnten.

Und wenn man nicht mehr weiter kann, nimmt 'ne Resolution man an. Nach diesem Rezept ist man auf dem Mannheimer Parteitag verfahren. Auf dem Jenaer Parteitag wurde, woran wir erst vor einigen Tagen erinnert haben, eine Resolution angenommen, die den politischen Massenstreik als „eines der wirksamsten Kampfmittel“ für die Sozialdemokratie bezeichnete. Nachdem Dr. Bebel, dem der Gewerkschaftsführer Legien in aller Form den Kopf wusch, feierlich verbrannt hatte, was er in Jena anbotete, und nachdem er selber zugegeben hatte, daß der „Ton meiner Rede hier anders war als in Jena“, nahm der Parteitag eine Resolution an, in der rund heraus gesagt wird: „Der Parteitag bestätigt diesen Jenaer Parteibeschluß, der mit der Resolution des Kölner Beschlusses nicht im Widerspruch steht.“ Dieser Beschluß erinnert lebhaft an das bekannte Zwiegespräch zwischen Hamlet und dem Hölbling Polonius: „Seht Ihr die Wolle dort, beinahe in Gestalt eines Kamels?“ Polonius: „Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kamel.“ Hamlet: „Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.“ Polonius: „Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.“ Hamlet: „Oder wie ein Walfisch.“ Polonius: „Ganz wie ein Walfisch.“

Mit Hilfe dieser Polonius-Methode hat man es denn auch verstanden, auf dem Mannheimer Parteitag eine allgemeine Uebereinstimmung zu erzielen. Das heißt, wer die Berichte des Parteitages verfolgt hat, weiß jetzt, daß man in der Sozialdemokratie ein entschiedener Befürworter und ein entschiedener Gegner des sogenannten Massenstreiks und doch derselben Meinung sein kann. Nur der wilde und unentwegte Kautsky wollte diese Komödie nicht mitmachen, aber dafür wurde ihm auch übel mitgespielt. Obwohl er seinen Antrag zur Massenstreikfrage, nachdem er ihn als aussichtslos erkannt hatte, zum Schluß zurückzog, wurde ihm nicht einmal das Wort zur Erläuterung gestattet, aus welchen Gründen er den Antrag zurückziehe.

Bewundernswert war die Eleganz, mit der Bebel seinen Umfall in der Massenstreikfrage ins Werk setzte. Aber Herr Bebel ist das Rauern gewohnt. Hat er doch, als auf dem Mannheimer Parteitage der Gedanke einer deutschen Intervention in Rußland gestreift wurde, erklärt, daß er sich für einen solchen Fall (der natürlich nur in der sozialdemokratischen Phantasie besteht), von einem Massenstreik nichts verspreche und daß er überhaupt „keine Zukunftsmusik treiben“ wolle. Nun, früher hat Herr Bebel anders gedacht, und es ist noch in frischer Erinnerung, daß er dereinst den großen Kladderadatsch und den Beginn der sozialdemokratischen Weltordnung für das Jahr 1896 prophezeit hat. Daß Herr Bebel zur Feier des zehnjährigen Geburtstages seiner nicht eingetretenen Prophezeiung verspricht, keine Zukunftsmusik zu treiben, das ist sehr beruhigend für die bürgerliche Gesellschaft.

War der Parteitag zu Dresden derjenige des inneren Parteikampfes, stand der Parteitag in Jena unter dem Zeichen des revolutionären Aufsturus gegen Staat und Gesellschaft, so kann man den Parteitag zu Mannheim als den Tag des politischen Selbstzuges und Rückzuges bezeichnen.

Es war auch eine Miesenaufgabe, die Bebel als Parteijongleur vollbrachte, den Kölner Gewerkschaftsbeschluß gegen den Generalstreik mit dem Jenaer Kriegsruf für den Massenstreik als „einander nicht widersprechend“ hinzustellen und erklären zu lassen, die Männer der friedlichen und gesetzmäßigen Entwicklung aus den Gewerkschaften mit den Freunden des gewaltsamen Umsturzes unter Anwendung der Maschinengewehre derartig unter einen Hut zu bringen, daß nur eine verschwindende Minderheit die vermittelnde Resolution ablehnte. Der Weg von der Fanfare von Jena zu der Chamaße von Mannheim war mit Kompromissen aller Art gepflastert. Mit Hohn und Spott haben die sozialistischen Redner von je her die bürgerlichen Politiker überschüttet, weil diese häufig, um das erreichbare Gute zu erlangen, das prinzipiell Bessere vorläufig aufgaben, weil sie zu diesem Zwecke mit Andersdenkenden zu-

sammenwirkten und mit ihnen eine gemeinsame Mittellinie des Vorgehens vereinbarten, weil sie das Kompromiß als ein Element des politischen Wirkens anerkannten. Niemals ist ein bürgerliches Kompromiß so künstlich und widerspruchsvoll begründet worden wie dasjenige über den Massenstreik in Mannheim.

Äußerlich einig, aber innerlich in zwei mächtige Lager zerrissen und daher in ihrer Aktionskraft geschwächt, lehrt die Sozialdemokratie von dem Mannheimer Parteitage zurück. Niemand, der die Personen und Dinge kennt, wird glauben, der greise Bebel werde es jemals dem einflussreichen Führer der Gewerkschaften, Legien, vergessen, daß er von diesem mit einer Schärfe behandelt wurde, die Bebel wohl noch nicht zu hören bekommen hat. Legien rief den Radikalen zu: „Wir haben diesen gefährlichen Weg der Diskussion des Massenstreiks beschritten aber aus der Diskussion ist nichts herausgekommen, als daß die Gegner die Schwäche der sozialdemokratischen Organisation erkannt haben. Es ist hier nichts mehr zu verderben.“

Neben den Debatten und Beschlüssen über den politischen Massenstreik verlieren die sonstigen sehr flüchtig behandelten Beratungsgegenstände in Mannheim an Bedeutung. Der Beschluß über die Maifeier ist nicht kalt und nicht warm, nachdem man sich von der Unmöglichkeit, den „Weltfeiertag“ zu diffundieren, in jahrelanger Praxis überzeugt hatte.

Die Beratungen von Mannheim haben also ergeben: Es ist dafür gesorgt, daß auch die sozialdemokratischen Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß die bürgerlichen Parteien noch eine geraume Frist haben, ehe sie in das sozialdemokratische Zucht haus eingeschlossen werden.

Dermischtes.

Die beständige Zunahme der Selbstmorde gehört zu den beklagenswertesten Erscheinungen der modernen „Kulturentwicklung.“ Im Königreich Preußen allein endeten im Jahre 1903 durch eigene Hand 7470 Personen. Weit mehr noch versuchten Selbstmord ohne den gewollten Zweck zu erreichen. Dr. Rothfuchs gibt in der „Münchener medizin. Wochenschrift“ (1906, No. 29) Mitteilungen über 375 Selbstmordkandidaten, die in den letzten fünf Jahren im Hafentrunkhaus zu Hamburg noch lebend aufgenommen wurden. Unter ihnen befanden sich Leute aus allen Berufsständen und zwar sehr viele, „die durch chronischen Alkoholmißbrauch materiell und moralisch verkommen, geistig und körperlich so geschwächt waren, daß sie den Anforderungen, die das Leben der Großstadt an den einzelnen stellt, nicht mehr gewachsen waren, den Kampf ums Dasein aufgaben und Hand an sich legten.“ Daß 30 v. H. der Geisteskranken Alkoholiker sind, daß andererseits man sich erst „Rat antrinkt“ auch bei dem Gedanken, Selbstmord zu begehen, ist in Betracht zu ziehen. Bekanntlich wies schon 1900 (in derselben Zeitschrift Nr. 27) der Direktor des Pathologischen Instituts der Kieler Universität, Geh. Rat Keller, in der Aufsicht erregenden Abhandlung „Zur Lehre vom Selbstmord“ an 300 fezierten Selbstmördern nach, daß 143 (47,6 %) an chronischem Alkoholismus gelitten hatten. Auch die im Hamburger Hafentrunkhaus geöffneten Selbstmörderleichen bestätigten diesen Befund. Eine ausgiebige Ergänzung dieser bedeutsamen Ergebnisse durch die Anatomien sämtlicher öffentlicher Kranken-, Irrenhäuser usw. würde ein gewaltiges Material liefern, zu der Frage des Zusammenhanges zwischen Selbstmord und Alkoholismus und ist dringend zu wünschen. Dr. Hl.

Aus Mainz wird gemeldet: Mit ungewöhnlich starkem Beifall wurde im Stadttheater ein neuer entdeckter Tenorist empfangen. Der glückliche Besitzer einer in Höhe und Tiefe gleich umfangreichen Stimme heißt K. Köhner. Der junge aus Kreuznach stammende Sänger war bis vor kurzem Maurer. Als Debit hatte er sich den Maurico („Troubadour“) gewählt; er zeigte bei seinem Auftreten neben seinem reichen Stimmmaterial auch beachtenswerte darstellerische Fähigkeiten.

Aus Elßaß-Lothringen. In Rombach stürzte auf bis jetzt noch unaufgeklärte Weise ein 22-jähriger Arbeiter in einen glühenden Hochofen und verbrannte sofort zur Asche. Zwei Mitarbeiter, die mit dem Verbrannten zusammen den Ofen bedienten, wurden verhaftet.

Seebach, 4. Okt. Hier kam das 10 Jahre alte Töchterchen des Kirchwirts Börsig unvorsichtigerweise einem an der Kette liegenden, als ziemlich bössartig bekannten Metzgerhund zu nahe. Der Hund sprang dem nichtsahnenden Mädchen

sofort in das Gesicht und riß ihm die ganze Wange herunter. Das bedauernde Kind mußte in die Klinik gebracht werden.

Von der Butach, 4. Okt. Dieser Tage wurde in der Butach bei Stallegg eine Forelle gefangen mit dem gewiß seltenen Gewicht von 10 Pfund.

Ein sechsjähriges Mädchen in Lodinauberg trank nach dem reichlichen Genuß von Zwetschgen Wasser. Das Kind starb. Eine wiederholte Mahnung, auf Obst kein Wasser, Bier u. zu genießen.

Auf die Ordenssucht der Franzosen bringt der „Gaulois“ nachstehende Satire: Der Wähler: „Herr Abgeordneter, ich möchte gern dekoriert sein.“ — Der Abgeordnete: „Was! Sie sind noch nicht dekoriert? ...“ — Der Wähler: „Leider! Nein.“ — Der Abg.: „In Ihrem Alter?“ — Der W.: „Ich bin 35 Jahre alt.“ — Der Abg.: „Sie sind 35 Jahre alt ... Sie sind verheiratet ... Sie haben Kinder ... Und Sie sind nicht dekoriert? ... Sie sind ein Phänom, mein Vetter!“ — Der W. (bescheiden): „Das ist es ja gerade, Hr. Abg., ich möchte ja nicht besonders auffallen, und deshalb möchte ich einen Orden haben ... Bis jetzt pfiß ich auf Auszeichnungen, weil ich ja doch wußte, daß ich nie etwas außerordentliches getan habe ... Aber meine Frau machte mich darauf aufmerksam, daß dieser Stolz am unrechten Plage sei ...“ — Der Abg.: „Und Sie hatte recht ... In einer Demokratie, unter einem Gleichheitsregime, muß man nicht durch etwas besonderes auffallen wollen ... Wenn man einen netten, kleinen Orden besitzt, kann man sicher sein, unbemerkt zu bleiben ... Wollen Sie die Ehrenlegion?“ — Der W.: „Das fehlt mir gerade noch!“ ... Zunächst bin ich ihrer gar nicht würdig ... Und dann habe ich nicht die geringste Lust, mich vom Ordensrat abgelehnt zu sehen ...“ — Der Abg.: „Sie ziehen vielleicht die akademischen Palmen vor?“

— Der W.: „Ich bin niemals Professor und nicht einmal Komödiant gewesen ...“ — Der Abg.: „Dann haben wir noch den landwirtschaftlichen Verdienstorden ...“ — Der W.: „Ich habe mich nie mit Landwirtschaft beschäftigt ... Ich kann nicht eine Artischoke von einer Birne unterscheiden ...“ — Der Abg.: „Bleiben noch die Kolonialorden ... Nisham, Anjouan, Rambodsch ...“ — Der W.: „Ich habe die Kolonien niemals betreten ... Bin kaum einmal über Mörner hinausgekommen ...“ — Der Abg.: „Sie sind ein Unikum, mein Freund. Einen Menschen wie Sie, habe ich noch niemals gesehen! ... Sie wollen also nur einen Orden, den Sie wirklich zu verdienen glauben?“ — Der W.: „Ja ... Und das Unglück ist, daß ich das Bewußtsein habe, gar keinen zu verdienen ...“ — Der Abg.: „Sie verdienen gar keinen? Aber das ist ja herrlich! ... Dann lasse ich Ihnen das Verdienstkreuz geben ... Das Verdienstkreuz ist eigens für solche Leute eingeführt worden, die absolut keine Verdienste haben ...“

Zeitungslesen als „Medizin.“ Es klingt zwar etwas absonderlich, aber es ist trotzdem wahr, daß in England das Zeitungslesen als vorbeugendes Mittel gegen geistige Erschöpfung von einem hervorragenden Manne empfohlen worden ist. Der Freund der Presse, dem die Zeitungen dieses Kompliment verdanken, ist der Vorkämpfer der Vereinigung der Sanitätsinspektoren, Sir James Erichton Brown, und er fällt sein Urteil nach dem „Berliner Tageblatt“ in einer Ansprache, die er in einer Versammlung der Vereinigung in Blackpool hielt. Vor allen Dingen soll das Zeitungslesen gegen die typische moderne Krankheit, die nervöse Müdigkeit, helfen. Sir James sagte darüber: „Ich sage es mit voller Ueberlegung, daß die Zeitung mit allen ihren Fehlern eines der Vollwerke zur Erhaltung unserer Gesundheit in der gegenwärtigen Zeit ist. Es bildet das Gegenmittel gegen die nervenaufreibende Arbeit zu selbstsüchtigen Zwecken; es gibt den Kurzsichtigen einen weltweiten Horizont ... Es ist in seiner Tragik und in seiner Komik wahr und wirklich, während der Roman nur Vortäuschung ist. Es bringt uns kurze Abrisse des Lebens in Form von Plaudereien. Es liefert Geld den duhndweise. Es gibt uns leicht verdauliche geistige Nahrung ... So mancher Mann ist vor Schwermut und Trübsinn nur durch seine Zeitung gerettet worden. Wollte man die Zeitungen abschaffen, so müßte man gleichzeitig die Irrenhäuser vergrößern.“ (Na also! Red.)

Daß es auch in der Philosophie möglich ist, klares und verständiges Deutsch zu reden, daß also auch für die höchste Wissenschaft das Deutsche gebrauchsfähig ist, weist Heinrich Esser in einem Aufsatz in der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ nach, in dem er die einschlägigen

Bestrebungen des Wiener Philosophen Moritz Benedikt bespricht, der die schönen Worte gesprochen hat: „Ein sinnendes Volk muß für die Vorgänge des Seelenlebens bezeichnende Worte besitzen“; und: „Es ist doch eine gerechte Forderung, daß die Gelehrten ihrer Muttersprache so mächtig seien, um für neue Gedanken, Begriffe, Vorstellungen und Geschehnisse aus dem Vortschage ihrer Sprache heraus das richtige Wort zu suchen und zu finden: Von Benedikts Verdeutschungen seien hier die folgenden erwähnt:

spezifisch	— — —	eigenartig
Projektion	— — —	Bild-Darlegung
Prämisse	— — —	Voraussetzungen
Sophistik	— — —	Scheinweisheit
Analyse	— — —	Auseinanderlegung, Zerlegung
Synthese	— — —	Aufbau
Optimist	— — —	Schönseher
Pessimist	— — —	Schwarzseher
Epikureer	— — —	Lebemensch
latent	— — —	schlummernd, unklar
Typen	— — —	Grundformen
Soziologie	— — —	Gesellschaftslehre
Modifikation	— — —	Zustandsänderung
ästhetisch	— — —	schönförmig

Manche Ausdrücke müssen allerdings etwas umständlich verdeutscht werden; Esser bemerkt aber dazu mit vollem Recht, daß gerade solche Verdeutschungen den Geist schärfen, ein klares Verständnis des Dargebotenen vermitteln, also den Vorteil der Gemeinverständlichkeit und der geistigen Vertiefung haben, während die Fremdwörter oft nur eine dunkle, kaum die Schwelle des Bewußtseins überschreitende Ahnung der Bedeutung vermitteln. Außerdem aber pflegen sich auch für etwas schwerfällige deutsche Ausdrücke sehr häufig allmählich doch noch kürzere herauszubilden.

Wie stark die Lebenskraft und der Instinkt eines kleinen Kindes sein kann, beweist die Tat eines vierzehnmönatlichen Kindes, das sich fünf Tage hindurch ohne fremde Hilfe am Leben erhalten hat. Die Pflegemutter des Babys war von einem Herzschlage betroffen worden, und die Nachbarn öffneten erst nach fünf Tagen gewaltsam die Tür. Sie fanden die Frau tot und das Kindchen in einem jammervollen Zustande der Abmagerung, aber noch lebend. Der Zustand des Zimmers ließ erkennen, daß das Kind mit einer in so geringem Alter kaum möglich gehaltenen Klugheit selbst nach Nahrung gesucht hat. Seine Knie, Ellenbogen und Hände waren wund und die Kleider schmutzig, denn es war, da es noch nicht allein gehen konnte, in allen Ecken herumgetrocknet. Aus dem unteren Fach des Schrankes, in dem die Milchflaschen aufbewahrt worden waren, waren Gläser und flache Schüsseln herausgezogen. Das Kind, das augenscheinlich schon beobachtet hatte, woher es seine Milch bekam, war dahingetrocknet, und da es nicht zu dem Fach hinaufreichte, auf einen Stuhl geklettert; es hatte hier etwas Nahrung gefunden und dann weiter gesucht. Das Tischuch war heruntergezogen, von den vom Tisch herabgefallenen Dingen hatte das Kind etwas Butter genommen und weiche Krumen des Brotes, während die harten Krusten noch dalagen. Er war nach dem Kohlenkasten gekrochen und hatte hier einige Abfälle gefunden, hatte versucht, die Tapeten von den Wänden zu reißen, hatte sich sogar bemüht, am Fenster hinaufzuklettern und dabei einen Geraniumstod heruntergeworfen, von dessen Blättern es gegessen hatte. In der Küche hatte es ein undichtes Wasserfaß gefunden und die Wassertropfen vom Boden aufgелеckt. So hatte sich das Baby selbst das Leben gerettet.

[Benzintoller.] Autler (zur Frau): „Sieh Dich doch einmal um, was hinter uns los ist!“ — Frau: „Ach, nichts, der Schnellzug kommt hinter uns gekrochen!“

Logogriphische.

1. Der f ward vor m vorzeitig u und sank bald ins b.
2. Mit bedauernder e sprach er zum a: „Unsere u hat den Braten verbrennen lassen.“
3. Auf dem n führte eine stattliche d einen Kahn voll s.
4. Ich schaute nach dem r und sah nicht den großen i auf dem Wege.
5. Der u lehnte am a und beachtete nicht meine i. Es sind Wörter zu ergänzen, die sich nur in den angenehmen Buchstaben unterscheiden.

Auflösung des Rätsels in Nr. 155.

„Probe“. — Weinprobe, Anprobe, Generalprobe.

Redaktion, Druck und Verlag von E. Meck in Auenburg